

der „Histoire de Grisélidis“ (1395, nach Petrarca) und die gereimte Novelle von Charles Perrault (1691); in Spanien ausser verschiedenen Romanzen und Novellen, Lope de Vegas Komödie „El exemplo de casadas y prueba de paciencia“ (gedr. 1616); in England, abgesehen von Balladen, Chaucers Versifizierung der Erzählung Petrarca's in den Canterbury Tales (The clerke's tale) und die „Comödie of patient Grissil“ von Th. Dekker, H. Chettle und W. Haughton (1598/99). In Deutschland, wo die Boccaccio- und Petrarcaübersetzungen des sogenannten Arigo bzw. Steinhöwels sehr zur Verbreitung der Geschichte beitrugen, schrieb im Jahre 1436 der Karthäuser Erhart Gross in Anlehnung an Petrarca seine „Grisardis“, die hier zum erstenmal gebührend berücksichtigt wird, und wie die Verfasserin (S. 47) richtig sagt, „den Humanismus gegenüber dem Mittelalter, den deutschen Geist im Gegensatz zum romanischen repräsentiert“. Es folgen die Komödie von Hans Sachs (1546, nach Boccaccio und Petrarca), die anonyme Augsburger Komödie „Grysel“ (vor 1582), die Dramen von Georg Mauricius (1582 nach H. Sachs und Grysel) und Georg Pondo (1590, nach Petrarca) und die kirchlich-lehrhaften Prosabearbeitungen von Johann Fiedler von Reichenbach (1653, nach Petrarca, auch in Simrocks Deutschen Volksbüchern) und Martin von Cochem (1687). Im XIX. Jahrhundert dominiert Friedrich Halms „Griselidis“, dem XX. gehören die lyrische Bearbeitung von Agnes Miegel (1901), die erzählende von Karl Allmendinger (Felix Nabor 1910) und die dramatischen von Hans L'Arronge (1908), Gerhart Hauptmann (1909) und Ludwig Berger (1920) an. Ueber ein hier nicht berücksichtigtes Griseldisdrama von Ilse von Stach vgl. die Zeitschrift „Die Literatur“ XXV, 892.

Auch die weniger hervorragenden Bearbeitungen werden in der vorliegenden Arbeit vielfach erwähnt, keineswegs aber sämtlich aufgezählt, was zu bedauern ist, da nur eine Zusammenstellung aller ein deutliches Bild von der kolossalen Verbreitung des Stoffes geben kann. Für eine derartige Liste wären ausser den S. 206 f. genannten Werken besonders die alten Dramenverzeichnisse von Alacci, Lériss, Fernbach usw. sowie die Opernlexika (Clément-Larousse) zu benutzen. — Zu Arigo (S. 47) ist die Schrift von K. Drescher (Quellen und Forschungen LXXXVI) zu vergleichen, der den 1472 als Domherr zu Meissen verstorbenen Heinrich Leubing für den Verfasser jener Uebersetzung hält. — S. 71 und 86 erscheint die Benützung des alten französischen Griseldisdramas von 1395 durch Hans Sachs und Pondo doch etwas zweifelhaft. — S. 124 und 132. Bei der von Fiedler u. a. gebrauchten Namensform „Briselidis“ vermisst man den Hinweis auf die Ursache dieses Irrtums; sie liegt in einer Erinnerung an die homerische Briseis. — S. 206: Der Aufsatz Reinhold Köhlers (nicht Koehlers) findet sich mit Nachträgen Boltes in K.s Kleinen Schriften II, 501 ff. (1900).

Befremdend wirkt die sorglose Schreibung der Eigennamen und fremdsprachlichen Ausdrücke. Saluzzo (der Geburtsort Silvio Pelliccos) wird durchgehendes Saluto geschrieben. S. 32 und 206 ist statt Origenez: Origenes, S. 41 statt Patrañuela: Patrañuelo, S. 143 statt Fabliau: Fabliaux, S. 207 statt Français: François, statt Le Petit: Petit, statt Wannemacher: Wannenmacher zu lesen. — Der Stil ist nicht sehr gepflegt. S. 9 begrüsst es die Verfasserin, „vor einem wohl vorbereiteten Boden zu stehen“, S. 156 lässt der Bearbeiter Winterling sich daran genügen,

„die drei Akte Zenos auszurollen, bis sich fünf ergeben“, S. 192 und 200 wird L. Bergers Drama als ein „Nebenarm“ des Hauptmannschen bezeichnet. Die schlimmste Entgleisung bilden aber wohl die zahlreichen Ausfälle gegen die romanischen Völker und ihre Geistesrichtung, speziell gegen die französische Literatur, der immer wieder ihre „Hinneigung zur sexuellen Sphäre“ vorgeworfen wird (S. 3, 56, 114, 150). Einmal (S. 181) entladet sich diese kindische Animosität sogar in einer längeren, grotesk-heftigen Standrede gegen „die Nation der Illumination und der Wasserkünste, die die Revue, die Ausstellungsober und das Ballett kultivierte, die geht ‚voir un opéra‘, die der äusseren Erscheinung huldigt auf Kosten des seelischen Gehaltes“. Ganz abgesehen von der Unrichtigkeit dieses Urteils und von seiner Anwendbarkeit auch auf andere Völker, ist eine solche literarische Gardinenpredigt in einem wissenschaftlichen Buche gewiss nicht am Platze.

Wien.

Wolfgang Wurzbach.

**Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann**, im Auftrage und mit Unterstützung der Preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von **Albert Leitzmann**. Jena, Frommann. 1925—1927. XCIV und 970 S. gr. 8°. M. 75.

Lange ersehnt, nach langer, schwerverständlicher Zurückhaltung durch die Erben, liegt endlich der Briefwechsel der Brüder Grimm und Karl Lachmanns vor uns. Er umfasst die Zeit von 1819 bis 1847; der Löwenanteil fällt auf Jakob Grimm, aber auch Lachmann ist ausgiebig vertreten, der grosse Wortspärer, von dessen sonstigem Verhalten einmal Jakob schreibt (S. 476): „... dazu sind Sie, Ihrer Eigentümlichkeit nach, ungeeignet, was Sie an dem Schuh abgetreten haben, den Leuten deutlich zu machen.“ Vor uns steigt auf jene herrliche Frühzeit, wo täglich neuer Stoff herandrängt, wo die wichtigsten Denkmäler erst mühsam aus den Handschriften herausgeholt werden, wo täglich Fragen erörtert, Wahrheiten errungen werden müssen, von denen das heutige Geschlecht kaum mehr ahnt, dass sie einmal noch unerschlossen waren. Vor uns steigt auf das Bild einer Freundschaft, nur selten durch eine Wolke getrübt, zwischen Männern, so einig in ihrem wissenschaftlichen Denken, so verschieden in ihren Grundanschauungen, in ihrer persönlichen Eigenart. Alle jene Frühgestalten schreiten durch die Blätter, Männer wie Graff, von der Hagen, der Lassbergaere, Massmann, von Lachmann oft mit schneidender Schärfe beurteilt, von Jacob mit milderem Verzeihen gewürdigt. Wir begleiten das Fortschreiten der deutschen Grammatik, der Lachmannschen Nibelungenforschung; wir erfahren, dass Lachmann „gar keinen linguistischen Trieb oder Geschick“ hat; wie sorgfältig er jede Kleinigkeit seiner Kritik überlegt hat und gegen Grimms Einwände zu verteidigen weiss. Vielleicht zu spät treten, wie die Einleitung meint, die Briefe an das Tageslicht, zu spät, um noch Einfluss auf die Entwicklung unserer Wissenschaft zu gewinnen, im einzelnen aber noch heute vielfach fördernd und belehrend.

All das wird von Leitzmann mit knappen, aber aufschlussreichen Anmerkungen versehen, nach verständiger Weise ausdrücklich gesagt, wo er keinen Rat weiss.

Eine ausgezeichnete, sehr umfangreiche schöne Einleitung von Burdach führt ein in den Inhalt der Briefe, stellt sie in die Entwicklung hinein, erörtert die Beziehungen

ihrer Schreiber zur Romantik, gibt eine geistvolle Entwicklung der indogermanischen und germanischen Sprachwissenschaft. Sie gipfelt in dem Satze: Sprachgeschichte ist Bildungsgeschichte. Ich kann einem solchen Satz nur mit sehr starker Einschränkung zustimmen. Ich werde demnächst Gelegenheit haben, ausführlicher auf diese Dinge einzugehen. Für jetzt nur zweierlei. Es gibt Sprachgeschichte auch bei ganz niederstehenden Völkern, bei denen von Bildungsgeschichte keine Rede sein kann. Es gibt sprachliche Veränderungen, die zu verschiedenen Zeiten, bei ganz verschiedenen Völkern auftreten: man nenne die Bildungsvorgänge, die es bewirkt haben, dass germ. *m* von der vorgeschichtlichen Zeit bis zum Nhd. im Auslaut immer wieder zu *n* wird, so gut wie im Griechischen; oder die es bewirkt haben, dass in Dekomposita das mittlere Glied ausfallen kann: *Baiuarii* für *Baiuhaimauarii*; *Bodohaim*, *Saliheim* im Prolog der Lex Salica zu *Bodogast*, *Saligast*, *Feldsee* für *Feldbergsee*; in einem Orte in der Nähe von Giessen eine *Philosophenstrasse*, die nach dem Philosophenwald führt.

Giessen.

O. Behaghel.

**Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Karl Goedeke.** Herausg. von Johannes Bolte. Berlin 1927, Weidmann. 112 S. 8°.

Von der kundigen Hand Joh. Boltes zubereitet, werden uns neue Grimmbriefe beschert, die einst Goedeques Witwe an Gustav Roethe geschenkt hatte; der Grimmschrank hat Goedeques eigene Briefe dazugespendet. Der Briefwechsel hebt an mit einem Schreiben Goedeques, dem Beiträge für die Mythologie angeschlossen waren. Märchen, Sagensammlungen bilden dazu vielfach den Gegenstand der Erörterung. Das Wörterbuch tritt hervor. Dann aber stehen insbesondere Goedeques eigene Arbeiten im Mittelpunkt des Austauschs, sein Moderner Kodrus, Pamphilus Gengenbach, die elf Bücher deutscher Dichtung, der Grundriss. Jakob spendet wertvolle Bemerkungen über altdeutsche Dichtung, z. B. über Seifried Helbling, über die Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, über die Sprache Platens, über Hebel, über Klaus Groth, dessen Ueberschätzung er nicht mitmacht, und über den Goedeke scharf und nicht unzutreffend urteilt (S. 88): „Groths hochdeutsch gedachte Gedichte, die mich in der plattdeutschen Mummerei förmlich anwidern“. S. 73 bietet ein paar Namen des Spechts, die Suolahti unbekannt sind. Im Vorwort gibt Bolte eine Uebersicht über Goedeques literarische Persönlichkeit.

Giessen.

O. Behaghel.

**Hans Bork, Chronologische Studien zu Otrfrids Evangelienbuch.** Palaestra 157. Leipzig 1927, Mayer u. Müller. VIII. 202 S. 8°.

Die Aufgabe, die sich Bork in dieser Abhandlung stellt, ist: die zeitliche Entstehung der einzelnen Teile von Otrfrids Evangelienbuch zu bestimmen. Da aber für die Untersuchung genaue Beobachtung der Formentwicklung und der Arbeitsmethode des Dichters unerlässlich war, so ist die Arbeit zugleich ein wertvoller Beitrag für die Reimtechnik und Rhythmik Otrfrids einerseits, andererseits für sein Verfahren in der Handhabung des überlieferten Stoffes. Durch Zusammenwirkung dieser Kriterien, Reim und Versbau, zugleich gestützt durch die Arbeitsmethode, stellt der Verf. folgende Ansicht über die Entstehungsgeschichte von O.s Evangelienbuch auf: zuerst verfasste er die erste Hälfte des I. Buches, dann einzelne Teile

aus B. III und IV, darauf die zweite Hälfte von B. I, das II. Buch, die Ausfüllung des III. und IV. Buches, schliesslich B. V (S. 132f.). Wirklich gesichert ist nach meinem Dafürhalten nur die auch bisher geltende Ansicht, dass die mangelhafte Verskunst in der ersten Hälfte des I. Buches, Kap. 3—13, Otrfrid noch in den Anfängen seiner Arbeit zeigt. Auch sein Verhalten gegenüber den Quellen ist nach Bork S. 138f. in diesen Kapiteln ein anderes als nach Kap. 13: er schliesst sich eng an die Ueberlieferung an, von Kap. 14 ab aber setzt eine freiere Behandlungsweise ein. Das ist eine andere Stilart, es ist Predigtstil, der hauptsächlich in der Erweiterung, Amplificatio, besteht und Erläuterung oder Exegese enthält. Schon in Kap. 5, 8 und 11 sind Ansätze dazu gemacht. — Dagegen scheint mir die Annahme einer Trennung von B. III und IV in zwei zeitlich gesonderte Bestandteile trotz der vielseitigen Beweismittel des Verf. nicht notwendig. Die Reimprozente z. B. und die metrischen Kriterien S. 114 bis 121 (zu den Vollreimen gehören doch wohl auch IV, 27, 29, 30) reichen für die daraus gezogenen Folgerungen nicht aus. Lässt sich überhaupt die Formkunst eines Dichters so mechanisch genau berechnen? Es sprechen doch so viele unbestimmbare Möglichkeiten mit, die im gegebenen Stoff oder in der augenblicklichen Verfassung des Dichters liegen (auf Einfluss der Stimmung deutete Otrfrid selbst hin mit *quamvis jam fessus Ad. Liutb.*, Erdmann, S. 5, 33) — auch die so häufigen formelhaften und Bequemlichkeitsreime kämen in Betracht —, so dass nur charakteristische, der ganzen Form eines Kapitels ein bestimmtes Gepräge verleihende Merkmale Ausschlag geben können, wie sie eben in der ersten Hälfte von B. I vorliegen. Erschwert wird ein sicheres Urteil dadurch, dass eigentlich Schritt für Schritt mit späterer Ueberarbeitung der ursprünglichen Fassung durch Otrfrid selbst gerechnet werden muss, was Bork auch in Betracht zieht. Aber diese späteren Aenderungen können wir eben oft kaum erkennen.

Geringen Aufschluss über die zeitliche Folge der Bücher gibt Otrfrids Bericht an Liutbert, Erdm. S. 5, 28—36, da er zu wenig klar und zu allgemein gehalten ist (Bork S. 2ff.; zu *edere* = dichten siehe auch Saran, Festg. d. Philos. Fak. zur Erlanger Philol. vers. 1928, S. 54). Immerhin lässt sich daraus ersehen, dass Otrfrid als festen Bestand die Lebensereignisse und deren Ablauf klar im Bewusstsein hatte und das Leben Jesu für ihn den Kern bildete, dass er dagegen die Wunder, die Lehre und die Gleichnisse in ihrer Fülle nicht eben so sicher beherrschte, so dass sie für ihn mehr zum weiteren Umkreis gehörten. Sie fallen in den Stoff des II. und III. Buches, was auch die Ueberschriften deutlich ausdrücken: B. II handelt *De quibusdam signis (Wunder) et doctrina (Lehre)*, B. III *De miraculis Domini (Wunder)*, auch noch im B. IV, Kap. 6 und 7 (*doctrina*). Er meinte also mit der Mitte (*In medio*, Ad. Liutb., Erdm. Z. 31), in der er Vieles davon ausgelassen, besonders die Bücher II und III.

Der Hauptwert des Buches von Bork liegt meines Erachtens in der Untersuchung selbst, in den sehr eingehenden Beobachtungen der Form (Reim und Rhythmus) und der Behandlung der Quellen, der vier Evangelien, durch Otrfrid. Diese Forschungen sind von bleibendem Werte, wenn auch die weitgehenden chronologischen Schlüsse einzuschränken sein werden. Unter allen Umständen nimmt die Abhandlung in der Literatur über Otrfrid eine wichtige Stelle ein. (Zu Otrfrids Bemerkungen